

Viele Kirchen – wenige Menschen... zugegeben, ich wüsste gern, welche Assoziationen Sie bei diesem Vortragsthema haben. Es ist breit angelegt und impliziert damit einerseits einige Komplexität – andererseits könnte es eine seit langem geführte Diskussion auf einen *Ach-kenne-ich-schon-* Punkt bringen. Es könnte also ein gewisser Überdruß vorhanden sein, schon wieder und zum wiederholten Male die Argumente des demographischen Wandels, der abwandernden Jugend, der nicht geborenen Kinder, der ökonomischen Zwänge und der wirtschaftsliberalen Dominanz wiederholt zu finden.

Aber ich werde nicht mit Ihnen um verwaltungstechnisch und betriebswirtschaftlich konnotierte Fragen kreisen und ich werde auch nicht der Macht der Zahlen das Wort reden. Damit würden wir uns lediglich als *einseitig* orientierte Realisten erweisen. Wichtige Aspekte einer lebensgeschichtlichen Realität lassen sich durch Rechenexempel und Diagramme nicht abbilden. Beispielsweise die Erwartungen und Ideen der Menschen in den Kirchgemeinden vor Ort, die wir brauchen und deren Kinder wir brauchen, um unsere Botschaft weiter zu geben, deren finanzielle Ressourcen wir nutzen, um Kirche zu bauen und Kirche zu sein, deren Beauftragung unser Nachdenken legitimiert... Um deren Erwartungen soll es hier gehen.

Viele Kirche – wenige Menschen also kein pathologischer Fall, sondern immer noch eine intellektuelle Herausforderung. Ich variere somit das Thema: *Viele Kirchen – und Menschen, die gern damit leben...* weil sie ihnen aus unterschiedlichen Gründen wichtig sind.

Viele Kirchen also.

Zunächst die Beobachtung: Unsere Kirchen stehen nicht mehr zwangsläufig im Mittelpunkt der Dörfer. Auch im ländlichen Raum verschieben sich Ortsmittelpunkte durch Siedlungen und Dorferweiterungen. Aktuelle bauliche Entwicklungen nehmen sich ihren eigenen Raum. Auch in den Ortskernen stehen moderne oder modernisierte Häuser – mehr, auch weniger harmonisch – neben historischer Bausubstanz. Unzählige Male ist es gelungen, ein ausgewogenes Maß zwischen der Erhaltung historischer Ortskerne und dem Neubau von Wohnungen, Geschäftshäusern etc. zu finden. Das war der Kirche und ihren Kirchen durchaus zuträglich. Denn – und das ist eben eine weitere Beobachtung – immer noch sind unsere Kirchen ein *ideelles* Zentrum in den Orten mit hoher Integrationskraft, anziehend für Anwohnende, reizvoll für Urlauber und Touristen, attraktiv für Künstler und Musizierende. Für die Menschen gehört die Kirche ins Dorf. Vielfache familiäre Beziehungen verbinden sie mit ihnen. Auch wenn sie sie nicht betreten: Sie repräsentiert den Glauben ihrer Vorväter und -mütter und steht für das, was die menschliche Begrenztheit überdauert und größer ist als das individuelle Leben.

Und in dieser *ideellen* Mitte sind unsere Kirchen erstaunlich stark, nahezu unangefochten. Um sie zu erhalten, werden ausgezeichnete Ideen entwickelt, entstehen die vielfältigsten Formen von Zusammenarbeit: Kommunale Träger beteiligen sich an kirchlichen Bauunterhaltungen, nicht nur am Kirchenbau. Sie entwickeln eigene Projekte, um im Interesse eines gesamten Ortes beispielsweise das historische Ensemble von Kirche, Pfarrhof, Anger und Schule zu erhalten. Kirchliche Träger werden als kompetente Verhandlungspartner bei vielen Fragen von Bausanierung und Dorfentwicklung geschätzt. Bürgerinitiativen und Fördervereine verteilen Arbeitslasten auf ungezählte Schultern. Christlich engagierte Menschen und Konfessionslose finden sich nach Jahren der staatlicherseits forcierten Trennung in einem

neuen Dialog. Und ich bitte es nicht zu vergessen, dass das Zahlenverhältnis zwischen Christen und Konfessionslosen hier im Osten eins zu fünf beträgt. Das ist über Baufragen hinaus ein großer Zugewinn, zunächst an Kooperation, dann an Toleranz. Das gemeinsame Interesse um einer Sache willen verbindet ehemals künstlich Entzweite.

Die Menschen wünschen sich diese Kooperationen, bei denen *alle* profitieren – Synergieeffekte bei der Dorfentwicklung nannte ich schon. Sie sind in der Regel erleichtert, wenn alte, ideologische Gräben überbrückt werden. Das brüskiert unter Umständen diejenigen, die vor Jahren ideologischem Druck ausgesetzt, auch ausgeliefert waren. Sie sehen nicht ohne Kränkung auf manche Initiative derer, die in vergangenen Zeiten Intoleranz gelebt oder Solidarität verweigert haben. Aber damit können wir hier vor Ort umgehen. Da lassen sich Neuansätze finden, im allerbesten Falle Wunden heilen. Das ist allemal ein Gewinn.

Menschen wünschen sich darüber hinaus wirtschaftliche Chancen. Da bleibt nicht so sehr viel – und das war in Ostmecklenburg mal besser, mal schlechter, aber nie (!) wirklich anders. Kirchbau, Kirchennutzung und Kirchenerhaltung sind da wichtige Aspekte. Die Menschen wünschen sich, dass ihre Kirchen im Ort über reines Baugeschehen hinaus Fremde anlocken: Interessierte, Schaulustige, Weiterreisende, die etwas Geld in der Region lassen. *„Mit dem Tourismus können wir hier nur drei Monate lang Geld verdienen“*, mahnen realistischerweise die einen. *„Das Anziehungspotential der Kirchen als Baudenkmale und spirituelle Orte müssen wir doch nutzen“*, werben berechtigterweise die anderen. Und hier knistert sie, diese – wie ich finde – spannende Mischung aus ökonomischem Pragmatismus und kreativer Weitsicht, aus der in der geistreichen Auseinandersetzung neue Ideen wachsen. Vor Ort und im ganzen Land. *Selig die Momente einfallsreichen Streits, denn in ihnen arbeitet die Seele*, möchte ich gern bekannte Sätze aus dem Matthäusevangelium variieren.

Das Land Mecklenburg- Vorpommern hat klare Prioritäten gesetzt: Zum einen hat es unterschiedlichsten KünstlerInnen durch konkrete Rahmenbedingungen die Ansiedlung in noch so abgelegenen Orten leicht gemacht. Das löst noch keine Probleme. Das entspannt die Einkommenssituation noch lange nicht. Es ersetzt auch nicht hohes, individuelles Engagement. Aber es schafft Voraussetzungen dafür, dass Menschen mit ihrem kreativen Potential vorfindliche Situationen für ihr Leben produktiv machen können. Alte Gehöfte bleiben erhalten, Besucher werden angelockt, kreative Menschen in den Orten finden sich zusammen. Attraktivität wächst langsam – das ist kein Satz für Betriebswirtschaftler...

Initiativen wie *Kunststück Garten*, *Offene Gärten*, *Kunst offen* und viele weitere locken heute Menschen an. Das macht das Leben auch in strukturschwacher Region wertvoll und interessant. Es spiegelt sich im Aussehen der Dörfer und weckt Gestaltungslust. Das ist nicht gering zu schätzen. In einer Zeit, in der eine Zeitschrift wie *Landleben* Hochkonjunktur und Nachahmung erfährt, kann Kirche mit ihren Kirchen erfolgreich daran partizipieren! Im Gesamtrahmen der Tourismusentwicklung in unserem Land sind unsere Kirchen in Regionen, die neben großartiger Natur wenig Betörendes zu bieten haben, von unschätzbarem Wert. Wer das klein redet oder über die Last der Erhaltung nur stöhnen und nicht auch gestalten kann, untergräbt berechnete Interessen und redet auch die Selbstorganisationskräfte der Menschen klein. Das empfinde ist das ein heikles Unterfangen!

Natürlich decken Selbstorganisationskräfte nicht die Breite der Aufgaben ab. Immer braucht es auch zweckmäßige Rahmenbedingungen. Für den Kirchbau vor Ort heißt das: Wir brauchen die Kompetenz der Bauabteilungen unserer regionalen Kirchenkreisverwaltungen, um u.a. Fördermittel einzuwerben. In unserer Kirchgemeinde sind 630 Gemeindeglieder für

den Erhalt unserer acht Kirchen zuständig – ca. 80 Menschen für jede Kirche. Das ist ohne Unterstützung von außen nicht zu schaffen. Land, Bund, EU usw. zeigen ein hohes Engagement beim Erhalt der Kirchen – und verteidigen es oft genug gegen kritische Anfragen aus den eigenen Reihen. Auch unsere Partnerkirche und Partnergemeinden sind noch immer aktiv. Die Dt. Stiftung Denkmalschutz und die KiBa- Stiftung sind aus der Reihe der Fördermittelgeber nicht wegzudenken. Mitarbeitende unserer regionalen Bauabteilungen schreiben enorme Stapel Fördermittelanträge an bis zu acht Fördermittelgeber für ein Bauprojekt. Eine unglaubliche Arbeit, die wir als Kirchengemeinde nicht leisten können.

Das wird ausgesprochen geschätzt und provoziert seinerseits enormes bürgerschaftliches, ehrenamtliches Engagement. Langjährige Erfahrungen aus der Arbeit der Fördervereine und dem Fundraising zeigen: Mit großem Engagement werden trotz der Kirchensteuern, trotz des Kirchgeldes, trotz der Straßensammlungen im Frühjahr und im Herbst vor Ort hohe Summen gespendet und in Sicherung oder Erhaltung von Kirchen investiert. Und da haben wir in Ostmecklenburg – natürlich, und zugegeben – mit unseren kleinen und kleinsten Dorfkirchen ein besonderes Glück: Wenn wir Bausummen in Höhe von 200.000 € in die Hand nehmen, können wir durchaus eine ganze Kirche durchreparieren. Davon können große Stadtkirchen oder die schnell gebauten Neubaukirchen der 1970er Jahre in Ost und West oft genug nur träumen.

Die letzten 20 Jahre waren in dieser Hinsicht eine besondere Zeit für uns. Von den 208 Dorfkirchen des Kirchenkreises Stargard beispielsweise konnten wir mehr als hundert grundlegend reparieren, sanieren, wieder aufbauen, sichern, sorgsam renovieren und denkmalpflegerisch erhalten. In der Regel werden sie mit einfachsten Mitteln nutzungsfähig gemacht, ohne Heizung – keinesfalls ‚westlicher‘ Standard. Aber: dieses Handeln der Kirche und Kirchengemeinden wird vor Ort vielleicht sogar mehr wahrgenommen als unser Reden.

Menschen vor Ort brauchen progressive Entscheidungen zielgerichtet *für* die Fläche. Teilnehmende am 27. Kirchbautag aus den westlichen Regionen erinnern sich: In den 1970 und 1980er Jahren sind gezielt die damals strukturschwachen Regionen der so genannten ‚Zonengrenze‘ gefördert worden. Das Bundesverfassungsgericht wurde – methodisch gut vorbereitet – in Celle angesiedelt. Das finde ich noch immer eindrücklich, denn es spricht für die m. E. kluge Bereitschaft, in Ballungsräumen *und* in der Fläche Potentiale zu heben. Die Bedingungen sind heute völlig andere. Aber *gerade* deshalb ist der produktive Streit um die Gleichwertigkeit von urbanen und ländlichen Regionen dringend notwendig. Strukturelle Regression entzieht der Basis immer Handlungsspielräume und nimmt in Kauf, dass ganze Regionen zu Hilfeempfängern werden.

Dabei nehmen die Menschen in den ländlichen Regionen vieles dafür in Kauf, um in strukturschwacher Region das Glück trotzdem festzuhalten: Ungleiche Bildungschancen, eingeschränkte Mobilität, soziale Belastungen durch die Berufspendlerschaften usw. Das wird m. E. in der öffentlichen Wahrnehmung eher nachgeordnet. Und *das* wiederum macht *mich* staunen, denn ich sehe, dass Eigeninitiative und Flexibilität am ehesten dort wachsen, wo wirklich etwas zu tun und nicht nur zu konsumieren ist: In ländlichen Regionen werden von vielen Dorfvereinen und Hofinitiativen Kultur und Leben vor Ort selbst organisiert. Eltern fahren ihre Kinder meilenweit um annähernd breite Bildungschancen zu gewährleisten, usw.

Damit kommt ein weiterer Bereich in den Blick, der von öffentlichem und kirchlichem Interesse sein müsste: Menschen wünschen sich, in der Region, in der sie aufgewachsen sind, bleiben zu können. Wissend, dass sie mit oft viel geringen Einkünften in einer Gesellschaft leben werden, die sich über materiellen Besitz definiert. Es irritiert mich stets aufs Neue, mit

welcher Vehemenz in der öffentlichen Diskussion das Potential starker sozialer Bindungen untergraben wird! Es ist eine Verkehrung von Wertigkeiten: Menschen werden als ‚Arbeitsnomaden‘ entwurzelt und bindungsunfähig gemacht, Folgeprobleme werden in Kauf genommen. Aber diejenigen, die in wenig begünstigten, strukturschwachen Regionen Arbeitskraft, Kreativität, Lebenszeit etc. investieren wollen, gelten als defizitär, weil sie – mit guten oder schlechten Gründen, wer definiert das eigentlich? – an vertrauten Lebensorten bleiben wollen.

So, wie wir jetzt bereits den Fachkräftemangel spüren, spüren wir zukünftig (?) wahrscheinlich den Mangel pflegerischer Initiativen. Mit stillem Jubel sollten wir deshalb Rahmenbedingungen schaffen, die die Menschen, die diese Ideale leben wollen, in der Fläche halten. Sie haben sich damit durchaus keine beschwingten Lebensbedingungen gewählt.

Wer weggehen will, soll das mit gutem Gefühl tun – wer bleiben will, soll das mit ebenso gutem Gefühl tun. Noch besser scheint es mir, erst zu gehen und dann wieder zu kommen. Aber dazu braucht es eben Rahmenbedingungen. Kirchen, Kirchbau, Kirchengemeinde vor Ort sind so ein starker Anreiz zur Rückkehr. Nicht von ungefähr kommen junge Menschen an die Orte ihrer Kindheit, heiraten in den Kirchen ihrer Konfirmandenzeit, lassen hier ihre Kinder taufen – und haben dann bei der Beerdigung ihrer Eltern oft genug sehr ernst zu nehmende, weil ethisch konnotierte Probleme beispielsweise mit der Grabpflege...

Und in all diesen biographischen Bezügen erwarten die Menschen – konfessionelle *und* konfessionslose – von Kirche Orientierung und Hilfestellung. Sie sind erleichtert, wenn Kirche in der Komplexität der modernen Gesellschaft eine verlässliche Gesprächspartnerin bleibt und ihre Übersetzungsaufgabe nicht leugnet: die biblische Botschaft vom menschenfreundlichen Gott anschaulich und existentiell in die postmoderne Zeit zu übersetzen. Durch persönliche Kontakte und Gespräche angeregt, suchen die Menschen Entlastung von den Anforderungen der Zeit. Sie suchen Orientierung für sich und vor allem auch für ihre Kinder, die sie komplexen Entwicklungen ausgesetzt sehen, denen sie zum Teil ratlos gegenüber stehen. Und sie hoffen, in einer wirtschaftsliberal orientierten Welt Engagement für Frieden, für Gerechtigkeit und für die Bewahrung ihrer Lebenswelt zu finden. In diesem Sinne trauen sie Kirche und ihren Mitarbeitenden viel zu und sind froh, dass sie ihre alte Kirche vor Ort modern, engagiert und überhaupt nicht selbstgenügsam erleben.

Menschen hier vor Ort sind der Kirche gegenüber in der Regel aufgeschlossen, wenn sie sie als vertrauenswürdig und glaubwürdig erleben, wenn Kirche hilfreich ist, wenn sie ihre Botschaft plausibel in die Lebenswelt der Menschen übersetzt. Im konfessionslosen Umfeld ist das unter Umständen die Gretchenfrage. Vertrauen als kommunikatives Grundmuster eröffnet Begegnungsräume: Dann kommen suchende Menschen in Gottesdienste, begegnen sie PastorInnen und KirchenmusikerInnen bei Taufen, Trauungen und Beerdigungen. Dann knüpfen sie über Altersgrenzen hinweg Kontakte mit Mitarbeitenden bei Gemeindefesten bei Konzerten und Ausstellungen, bei Kinder- und Jugendveranstaltungen. Und noch immer integrieren unsere Gemeinden – trotz aller Schwächen – Menschen unterschiedlichster Milieus, Berufsgruppen und Interessen. Ich kenne in Deutschland keine Institution oder Organisation, in der Menschen annähernd stark vernetzt und organisiert sind wie in Kirchengemeinden. Das sind die Orte, an denen sie sich in konkreten Herausforderungen, auch Konflikten erleben, wo sie sich wahrnehmen – wo sie trotz mancher Fragwürdigkeiten ein Zusammengehörigkeitsgefühl entwickeln. Das hat Anziehungspotential. Erst recht in der Fläche. Hier Kompetenzen und Ressourcen zu entziehen, weckt Ratlosigkeit bei den Menschen innerhalb und außerhalb von Kirche.

Unsere Ortsgemeinden haben das Reformkonzept der Mecklenburgischen Landeskirche seit der Wende mitgetragen. Das hat zu vielen Gemeindefusionen und oft zu enormer Vergrößerung von Gemeindegebieten geführt. Ländliche Kirchengemeinden haben in der Regel keine Mitarbeitenden für die Kinder- und Jugendarbeit oder für spezielle Zielgruppenarbeit. KirchenmusikerInnen sind allerhöchstens in den größeren Kleinstädten zu finden. An Gemeindebüros ist nur in den Städten zu denken. Die hohe Arbeitsbelastung führt zu Frustration und Enttäuschungen. Synode und Kirchenleitung versuchen das durch einen Stellenschlüssel zu kompensieren, aber die Auswirkungen für die Fläche sind doch enorm.

Und trotzdem halten Mitarbeitende vor Ort ihre Gestaltungsfreiheit fest, suchen sie immer wieder erfolgreich Neuansätze in der Gemeindearbeit, orientiert an den Erfordernissen vor Ort. Das neu immer einmal zu evaluieren braucht es ab und an Anstöße, auch Anlässe. Und es mag unterschiedliche Erfahrungen damit geben. Doch die oft gerügte Selbstgenügsamkeit von Ortsgemeinden kann ich in meinem Umfeld nicht sehen.

In der Diasporasituation arbeiten die KollegInnen verstärkt an den Rändern – innerhalb und außerhalb der Kirchengemeinden. Damit fühlen sich Menschen ernst genommen, denn in den Familien setzt sich ja das Zahlenverhältnis zwischen Christen und Konfessionslosen fort. Und dann nähern sie sich. In ihrem eigenen Tempo, selten in großer Zahl. Aber die großen Zahlen hat es in Ostmecklenburg nur nach dem letzten Weltkrieg gegeben. Jetzt sind die Zahlen weiter in Bewegung – wie immer schon. Verheißungsvoll scheint mir, dass die Menschen uns immer noch und wieder neu ihre Kinder anvertrauen. Die Motive sind unterschiedlich. Aber das Phänomen ist deutlich und darf uns mutig machen: Die Wartelisten bei konfessionellen Schulen und Kitas sind lang. Unser christliches Menschenbild ist eben doch überzeugend. Die Angebote der kirchlichen Kinder- und Jugendarbeit sind unangefochten attraktiv. Schule war und ist manchmal noch ein heikles Terrain. Aber schulkooperative Zusammenarbeit hat im konfessionslosen Umfeld hohen Stellenwert. Mecklenburgische Konzepte wie *TEO*, *Tage ethischer Orientierung* werden als Projekte zum Kennenlernen kirchlicher Arbeit für SchülerInnen und LehrerInnen in andere Landeskirchen exportiert. Die thematisch ausgerichtete Konfirmandenarbeit hat noch immer hohen Wert.

Wie eine Umfrage des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD in der Strelitzer Region zeigte, wird die Bildungskompetenz von Kirche auch im konfessionslosen Umfeld hoch geschätzt. Das motiviert mich, beim Nachdenken über Nutzungserweiterung oder Mehrfachnutzung von Kirchen an *Schulen* zu denken. Es ist für mich eine verlockende Vorstellung, dass Schulen fußläufig zu erreichen sind. Eine Illusion, denken Sie? Geht nicht? Diesen Satz sollten wir uns nur im äußersten Fall gestatten zu denken. Denn neue Konzepte wachsen immer erst einmal als abenteuerliche Ideen im Kopf. Im Juragebirge in Frankreich gibt es in unwegbaren Regionen altersübergreifende Regionalschulen. Kleine Schulen im Ein-Mann-Betrieb, sozusagen. Die Dokumentation *Sein und Haben*¹ des französischen Regisseurs Nicolas Philibert stellt ein überraschendes, für mich höchst interessantes Schulmodell in strukturschwacher Region vor. Ich empfehle es Ihnen sehr, wenn sie diesen Gedanken interessant finden. Für solch ein – oder ähnliches – Schulkonzept braucht es allerdings eine spezielle Lehrerausbildung. Und es muss politisch gewollt sein, denn mit den Möglichkeiten des Privatschulgesetzes ist so ein Projekt nicht zu installieren. Aber bei der Suche nach neuen, modernen Schulkonzepten können wir durchaus auch ungewöhnliche Ideen entwickeln.

Die Menschen in meinem Umfeld leben mit ihren alten Dorfkirchen – mehr und weniger engagiert. Nutzungserweiterungen sind für sie in der Regel schwer zu denken. Und es könnte

¹ Europäischer Dokumentarfilmpreis 2002, PRIX ARTE.

ja in der Tat auch heikel sein, aus einem Zeitgeist heraus und im Gefolge verwaltungstechnischer Zahlenspiele Kirchen ihres Geistes zu berauben. Außerhalb von Kirche haben Menschen angefangen, mitzudenken – weil ihre Familiengeschichten sie mit Kirche verbindet, auch wenn sie selbst christlichem Glauben nicht nahe stehen. Sie bringen Engagement, Zeit, Geld ein. Es ist nicht ratsam, solche geistigen Bindungen an Ortskirchen durch weitreichende Entscheidungen in Frage zu stellen. Kirchen bleiben als Orte jahrhunderte alten Glaubens sensible Orte. Nutzungserweiterungen werden sorgsam abzuwägen sein. Bisher, und das sollte auch im Blick bleiben, haben unsere Dorfkirchen die Jahrhunderte überstanden, weil sie einfachst ausgestattet waren und genutzt wurden: Trockene Mauern und sanierte Dächer, atmungsaktive Böden, keine (!) Heizungen... ein ‚umbauter Raum‘, da passiert dann nicht viel. Das kann so stehen und zu den Zeiten mit Leben gefüllt werden, an denen es nötig ist. Auch das hat Sinn. Das braucht wenig Aufwand.

Am ehesten ließe sich Mehrfachnutzung für mich denken, wenn die klassischen Aufgaben von Kirche gewahrt würden: Den Menschen ihre individuelle, geistliche Suchbewegung möglich zu machen, Gemeinschaft zu leben und Grundwerte des Glaubens und des Lebens zu vermitteln. Bildung und künstlerische Aktivitäten gehören zu diesen Aufgaben. Auch Heilwerden oder Heilung zähle ich dazu. Hebammen- oder Arztpraxen reiben sich für mich nicht mit diesem ursprünglichen Charakter. Über Schulen sprachen wir schon. Bibliotheken, Museen – für mich nach wie vor überzeugend ist das ‚alte‘ Meereskundliche Museum in Stralsund – kennen wir schon. Inhaltliche Überlegungen sollten das Grundmuster erweiterter Nutzung sein. Und Kirchen sollten öffentliche Gebäude bleiben, das wäre am ehesten vermittelbar. Mancher Gedanke wird sich nur in urbanen Zusammenhängen umsetzen lassen. Mittelalterliche Dorfkirchen erscheinen mir da eher ‚schwer vermittelbar‘. Und: Es werden sehr differenzierte Lösungen sein müssen – vermittelbar vor Ort entwickelt und gut durchdacht. Das sind in der Regel sind das nicht die preiswerten Lösungen. Aber vielleicht die ‚angemessen innovativen‘. Den Ideen der Architekten und den technischen Umsetzungsmöglichkeiten der Bauleute sind nur (!?) finanzielle Grenzen gesetzt!

Bei den Soziologen² habe ich kürzlich gelernt, dass der *Flirt der Diakonie* in den vergangenen zehn Jahren mit der *neoliberalistischen Betriebswirtschaft* beendet sei. Meine These ist, dass auch die *Liaison der Kirchen mit der Betriebswirtschaft* an die Grenzen des Förderlichen kommt. Das scheint mir verheißungsvoll. Wir haben gelernt, was zu lernen nötig war: all die Aspekte effizienter Arbeitsorganisation, zielführender Kommunikation, inhaltlicher Konzentration und Optimierung. Nicht mehr, auch nicht weniger. Jetzt muss Inspiration von anderer Seite kommen. Weil Kirche eben für Transzendenz steht – für das Unverfügbare, für das nicht Kalkulierbare. Wo sie in *diesem* Sinne stark ist vor Ort und nahe bei den Menschen, kann sie noch immer Erstaunliches erreichen.

² Prof. Dr. Katharina Gröning, Bielefeld, DACH- Tagung der AG der Gemeindeberatung in Deutschland, Villigst, Februar 2011.